

**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch  
**Herausgeber:** Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde  
**Band:** 31 (1908)

**Artikel:** Friedrich Theodor Discher und Gottfried Keller  
**Autor:** Trog, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-985757>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 10.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Friedrich Theodor Vischer und Gottfried Keller.

Von Hans Trog.

---

**A**m 30. Juni 1907 waren hundert Jahre verflossen seit der Geburt Friedrich Theodor Vischers. Des bedeutenden Mannes, der in sich den Gelehrten, den Denker, den Kritiker und den Dichter vereinigte, ist bei diesem Anlaß vielfach in deutschen Landen ehrenvoll und dankbar gedacht worden. Wie recht und billig, hat ihn vor allem seine schwäbische Heimat gefeiert: die Landeshauptstadt, an deren technischer Hochschule er lange Jahre glanzvoll gewirkt, das benachbarte stille Ludwigsburg, wo seine Wiege gestanden hat. Und im Schillermuseum in Marbach hat ein ganzer Saal das geistige und leibliche Bild des Mannes in allen Perioden seines Lebens zu unmittelbarer, frischer Anschauung gebracht.

Auch der Stadt Zürich würde es vielleicht nicht schlecht angestanden haben, wenn an offizieller Stätte dieser Tag seine Ehrung erhalten hätte. Denn an den obersten Lehranstalten, deren sie sich erfreut, haben wenige Lehrer mit solchem Erfolge gewirkt wie Vischer während der elf Jahre seiner hiesigen Professorentätigkeit an Polytechnikum und Hochschule. Hier in Zürich hat er das mächtige Werk seiner Ästhetik zum Abschluß gebracht. Und zu alledem kommt dann noch als ein Moment ganz besonderer Art und Bedeutung Vischers Freundschaft mit Gottfried Keller, eine Freundschaft, der erst der Tod ein Ende

gesetzt hat. Als Erster hat Bischofer den Zürcher Dichter aus kongenialem Verständnis heraus gewürdigt an weithin sichtbarer Stelle, und auch Keller hat sich einmal in bewundernder Kritik über den Fechter der kritischen Gänge vernehmen lassen.

Vergeessen wir es übrigens auch nicht, daß Bischofer neben Gottfried Keller Conrad Ferdinand Meyer vollauf zu würdigen wußte. Nur wenige Sätze zwar hat er, leider, in der Vor bemerkung von 1880 zur Studie über Keller (im 2. Heft von „Altes und Neues“) Conr. Ferd. Meyer gewidmet; aber es sind prächtig gerechte Worte, die er da für den Dichter des Jenatsch, des Heiligen, der ersten kleinen Novellen gefunden hat.

So haben wir denn in Zürich Grund genug zu ehrender Dankbarkeit Bischofer gegenüber, und es mag daher wohl entshuldbar erscheinen, wenn nachträglich an dieser Stelle aus Bischofers Beziehungen zu unserer Stadt der eine Punkt wenigstens, eben sein Verhältnis zu Gottfried Keller herausgegriffen und beleuchtet wird.\*.) Dabei handelt es sich für den Verfasser nicht um Mitteilung neuer Forschungsresultate, sondern in der Hauptsache nur um die Gruppierung und Verknüpfung längst gedruckten Materials, wie es in den Schriften Bischofers, in den kostbaren Bänden von Bächtolds großer Keller-Biographie, d. h. also vor allem in den dort mitgeteilten Briefen, und in Kellers „Nachgelassenen Schriften und Dichtungen“ zugänglich ist. In möglichst unmittelbarer Form soll das Bild dieses ertragreichen Freundschaftsbundes vor dem Leser erstehen.

\* \* \*

Friedrich Theodor Bischofer hat selbst seinen Lebensgang erzählt („Altes und Neues“, 1882). Er hatte den Vater, einen

---

\*) In den Morgenblättern der „Neuen Zürcher Ztg.“ vom 30. und 31. Juni 1907 hat Joseph Oswald (Wiesbaden) mit hübscher Anschaulichkeit „Friedrich Theodor Bischofer in seiner Zürcher Zeit“ geschildert.

freigesinnten Theologen, früh verloren; die Mutter brachte der Kunst und Poesie reges Interesse entgegen. Da es ihr an Mitteln fehlte, lag der Gedanke nahe, den Knaben Theologie studieren zu lassen; denn bei den vielen Erleichterungen, die in Württemberg dem Theologiebeflissenen zur Verfügung stehen, war dieses Studium bei weitem das billigste, am wenigsten Opfer vom elterlichen Geldbeutel erheischende. Dem jungen Bischler hatte freilich der Sinn nach ganz anderer Richtung gestanden. Ihn zog es zur Künstlerlaufbahn hin; er spürte etwas vom Blute des großen Nürnberger Bildners Peter Bischler in sich, den er gerne als seinen Ahnen betrachtete, wenn er auch selbst den genealogischen Zusammenhang nicht als strikte beweisbar bezeichnet hat. „Alles Bild entzückte mich“, schreibt Bischler von sich; „ich bin aufs Auge organisiert“, heißtt es an einer andern Stelle; „ich bin ein sinnlicher Mensch, ich muß sehen“. So trieb es ihn zu künstlerischer Betätigung. Von seiner Zeichnungskunst, die sich vor allem gerne in der Karikatur betätigte, besitzen wir ausreichende Bewährungsnachweise. Aber, wie gesagt, das Theologiestudium bot ganz anders solide Aussichten als die unsichere Karriere des Kunstschnülers. Und so mußte sich der Jüngling zur Gottesgelahrtheit entschließen, er, dem die Muse der Dichtung früh schon genährt war und das künstlerische Anschauen und Schaffen als Höchstes erschien. Er hat dann auch seine theologischen Studien mit der größten Regelmäßigkeit und dem besten Erfolg absolviert; seiner reichen geistigen Ausstattung fiel das nicht schwer. 1832, nachdem er Examina, Vikariat und die erste Repetententätigkeit hinter sich hatte, folgte die übliche Reise über Württembergs Gemarkung hinaus. In Göttingen war für Bischler das größte innere Erlebnis sein Bekanntwerden mit der vollständigen Schlegel-Liedtschen Shakespeare-Übersetzung: „Eine neue Welt ging mir auf“. Man denkt unwillkürlich an die Wirkung, die auf den „grünen Heinrich“ die

Werke Goethes ausgeübt haben. Innerlich löste sich Bischofer immer mehr von allem Kirchentum, und die theologische Praxis wurde ihm zur Unmöglichkeit, ja zum Widerwillen. Da tat sich ihm ein Ausgang auf. Er habilitierte sich an der Universität Tübingen, wurde 1837 Extraordinarius für deutsche Literatur, und daneben pflegte er die Disziplin der Philosophie. Hegel hatte immer mehr von seinem Denken Besitz genommen. Aber zum produktiven Philosophen hat sich Bischofer selbst die Begabung abgesprochen: „Ich sah ein, daß ich nichts mehr zu sagen habe, wo Anschauung wie Phantasie nichts mehr zu sagen hat; daß ich aber allerdings mit Hilfe der Philosophie über das Gebiet, worauf die Natur mich gewiesen, mehr zu sagen habe, Dieseres und Klareres, als wer ohne diesen Führer, ohne ihre Disziplin an Stoffe der äußern und innern Erfahrung geht.“ Bischofer ließ seine umfassende philosophische Bildung der Ästhetik zugute kommen, mit welchem Erfolge ist bekannt.

So war er denn der verhassten Theologie entronnen. Im Sommer 1839 nahm er Urlaub zu einer Reise nach Italien, die ihn dann auch nach Sizilien und Griechenland führte. Sie wurde für ihn zu einem Erlebnis von größter geistiger Tragweite. Seine jetzt in einem schmucken Büchlein vorliegenden Briefe aus Italien zeigen es auf Schritt und Tritt. Freilich kommt in diesen Briefen nicht nur der glücklich und unbefangen Genießende zum Ausdruck, sondern auch — wie's gleich zu Anfang heißt — jener „zweite Mensch, der in mir ist und mir alles zu entleiden sucht, ein hämischer, mürrischer, widerwärtiger, hypochondrischer Kerl“, und dieser flüstert dem zur Reise sich Rüstenden zu: „Wohin will denn eigentlich der Mensch da? Nach Italien.“ Hier erhob der andere ein höhnisches Gelächter. So, nach Italien? Der Hans Unstern, dem das Butterbrot immer auf die gestrichene Seite fällt? Sie werden auf der ersten Station die Börse verlieren; wenn Sie die schönsten

Gegenden sehen wollen, wird es eben regnen; Ihr Hühnerauge, mein Verehrtester, wird Ihnen das Gehen unmöglich machen, und endlich, wenn alles gut geht, was tut denn ein solcher nordischer Mensch wie Sie, der nichts rein genießt, sondern in jedem Genuss über den Genuss grübelt und sich ihn dadurch verderbt, was tut, sage ich, ein solcher Esel in Italien?" Sehen wir nicht hinter dieser Selbstcharakteristik schon deutlich die Gestalt des Albert Einhart sich emporrecken? Wir finden in diesen Briefen sogar ein persönliches Erlebnis Bischofers mit einem tierischindenden Fuhrmann, das dicht an den tragischen Ausgang des A. E. hinführt.

1844 rückte Bischofer zum ordentlichen Professor an der schwäbischen Landesuniversität auf. Die Antrittsvorlesung, die er in dieser Eigenschaft hielt, entfesselte die theologischen Rankünsten wider ihn. Ihre Folge war die Suspension Bischofers auf zwei Jahre. „Von da an erst — schreibt er in seiner Autobiographie — ist mir der ganze Haß gegen Pietismus, Kirche und Pfaffen-tum in die Seele eingebrennt.“ Die unfreiwillige Muße benützte Bischofer, um Hand an das große Werk seiner Ästhetik zu legen. 1846 ist deren erster Band erschienen. Er nahm dann seine Lehrtätigkeit wieder auf; aber seine Stellung war ihm durch die schlimmen Erfahrungen entledigt worden. Als darum 1855 der Ruf nach Zürich an ihn erging, betrachtete er ihn als eine eigentliche Ehrenrettung.

\* \* \*

Als Friedrich Theodor Bischofer nach Zürich berufen wurde, weilte Gottfried Keller noch in Berlin. Am Palmsonntag 1855 hatte er „buchstäblich unter Tränen“ den „Grünen Heinrich“, der nachgerade sein Schmerzenskind geworden war, zu Ende geschrieben, so daß nach peinlich langer Pause die ersten drei Bände (vom November 1853) schließlich doch ihren Abschluß

erhielten. Im übrigen lagen von ihm nur zwei dünne Gedichtbändchen vor. Für Keller gewann diese Berufung des schwäbischen Ästhetikers ein besonderes Interesse. 1854 war, als es sich um die Besetzung der Professorur für deutsche Literatur am künftigen Polytechnikum handelte, an Keller von Zürich aus die Anfrage ergangen, ob er diese Stelle übernehmen würde. Keller überlegte sich die Sache und war einsichtig genug abzulehnen. Dagegen wies er als auf einen trefflich geeigneten auf seinen Freund Hettner in Jena hin, den feinen Literatur- und Kunstskenner. Die Schritte, Hettner zu gewinnen, wurden getan; allein die Berufung ward gegenstandslos, da Hettner gerade damals die Leitung der Antikensammlung in Dresden übertragen wurde, was er dem Ruf nach Zürich vorzog. Und nun wandten sich die Blicke in der Schweiz auf Friedrich Theodor Vischer, und dieser nahm an. Aus Berlin schrieb Keller im Mai 1855 an Hettner, den er so gerne in Zürich gewußt hätte: „Sie werden gelesen haben, daß Vischer nun nach Zürich kommt, und zwar mit starkem Gehalt. Nun wird es jedenfalls eine erfreuliche Gesellschaft dort geben. Wenn ich nur erst dort wäre!“ Daß Vischer durch seine bisherigen Publikationen Keller kein unbekannter Name geblieben war, versteht sich bei seinem regen Interesse für alles geistig Bedeutsame von selbst. Wir erfahren aus einem Brief Kellers an Hettner vom Herbst 1850, daß er einen Aufsatz Stahrs über Hettners und Vischers Werke mit Vergnügen gelesen hat. Als er nun auf Weihnachten 1855 endlich aus dem ihm unleidlich gewordenen Berlin nach Zürich zurückkehrte, ergab sich die Bekanntschaft mit Vischer sozusagen von selbst. Es gab im damaligen Zürich vor allem ein Zentrum unvergleichlicher Art, wo sich die geistige Elite zusammenfand: das Haus Wesendonck. Dort traf sich alles, was in Zürich einen Namen in Kunst, Literatur, Wissenschaft hatte. Von dieser, wie noch von andern Tafelrunden der Ritter vom Geiste erzählt

launig ein Brief Gottfried Kellers an Frau Lina Duncker in Berlin vom Januar 1856: „Hier in Zürich geht es mir bis dato gut, ich habe die beste Gesellschaft und sehe vielerlei Leute, wie sie in Berlin nicht so hübsch beisammen sind. Auch eine rheinische Familie Wesendonck ist hier, ursprünglich aus Düsseldorf, die aber eine Zeitlang in New-York waren. Sie ist eine sehr hübsche Frau, namens Mathilde Luckemeier, und machen diese Leute ein elegantes Haus, bauen auch eine prächtige Villa in der Nähe der Stadt. Diese haben mich freundlich aufgenommen. Dann giebt es bei einem eleganten Regierungsrat [Dr. J. J. Sulzer] feine Soupers, wo Richard Wagner, Semper, der das Dresdner Theater und Museum baute, der Tübinger Bischof und einige Züricher zusammenkommen und wo man morgens zwei Uhr nach genugsamem Schwelgen eine Tasse heißen Thee und eine Havannacigarre bekommt. Wagner selbst verabreicht einen soliden Mittagstisch, wo tapfer pokuliert wird, so daß ich, der ich glaubte, aus dem Berliner Materialismus heraus zu sein, vom Regen in die Traufe gekommen bin.“ Wie Keller sich gelegentlich bei den feinen Symposien des Regierungsrats Sulzer betrug, wie er „z. B. einst mitten in großer Tafelrunde, in welcher außer einigen Damen Wagner, Burckhardt (es handelt sich um den Basler Kunsthistoriker Jakob Burckhardt, der auch 1855 ans Polytechnikum berufen worden war), Semper, Bischof, Ettmüller, Baumgartner u. a. saßen, unter maßlosem Schimpfen auf einen mehreren Anwesenden befreundeten Schriftsteller eine kleine vor ihm stehende beige kostbare japanischen Porzellans mit der Faust zertrümmerte und völlig wütend abgeführt werden mußte“ — das erzählt uns Bächtold in seiner Keller-Biographie.

Daneben florierten dann die freien, ungezwungenen Vereinigungen am Wirtstisch. An Hettner schreibt Keller einmal (1857): „Mit Bischof, Burckhardt, Hitzig trinke ich zuweilen des Abends ein Schöppchen, wozu manchmal noch Semper kommt.“

Ein Echo jener gemütlichen Sitzungen beim Wein vernehmen wir noch aus einer Stelle eines Briefes von Bischofer an Keller aus Stuttgart vom Jahre 1871: da bestellt der Stuttgarter Professor durch Keller an den zürcherischen Regierungsrat Wild, mit dem er öfter im Safran zusammengesessen, einen Gruß mit der Motivierung: „als Zeugnis, daß ich oft im Geist mit Ihnen kneipe.“

Je lieber Keller diese frische Art Bischofers war, desto mehr verdroß es ihn gelegentlich, wenn er auch bei diesem Manne das Professorenzöpfchen zu entdecken glaubte. So sah er es nicht gerne, daß sich Bischofer an einer (übrigens nur drei Jahre am Leben gebliebenen) in Zürich herausgegebenen Monatschrift beteiligte, die, wie Keller an Hettner schreibt, „in den Händen der doktrinären und zünftigen Professorenpartei ist, zu welcher leider auch Bischofer sich gesellt hat“. Er fährt dann fort: „Ich komme nur alle acht Tage mit Bischofer zusammen in einem kleinen Wirtshausstübchen; er ist ein sehr liebenswürdiger (den Haß Bischofers gegen dieses Epitheton hat Keller damals offenbar noch nicht gekannt) und frischer Mensch als Person, hat sich aber, wie gesagt, ganz zu dem Universitätsvolk geschlagen.“ Er nahm es Bischofer auch als etwälche Schulfuchserei übel, daß er den Stil von Hettners Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts etwas zu leicht, zu modern fand.

Über die damaligen Zürcher Universitäts- und Bildungsverhältnisse hielt Keller seine ausländischen Korrespondenten hübsch auf dem Laufenden. So erzählt er im Februar 1856 dem Freunde Hettner: „Der Erziehungsrat hat die Fakultät beauftragt, ein Gutachten zu beraten, ob eine zweite ordentliche Professur für Philosophie zu errichten sei. In einer Versammlung, ich weiß nicht ob des akademischen Senates oder der Fakultät, bejahte Bischofer als Referent die Frage, und zwar dahin, daß die Stelle gleich mit einer gewissen Person . . . zu besetzen sei. Dagegen verwahrte sich Röchly, da kein Vorschlag,

sondern ein allgemeines Gutachten verlangt sei. Sogleich heftiger und grober Wortwechsel zwischen Bischer und Köchly. Bischer verbat sich den groben Ton Köchl's und dieser erklärte, er werde keine Sprechübungen bei Bischer nehmen; dieser hält nämlich solche in einem Kolleg. Die Sitzung mußte aufgehoben werden und eine folgende nahm ein ähnliches Ende.“ Und weiter: „Sonst ist ein schrecklich reges Leben hier, alle Donnerstag sind akademische Vorlesungen à la Singakademie in Berlin im größten Saal der Stadt, wohin sich Weiblein und Männlein vielhundertweise drängen und gegen zwei Stunden unentwegt auszuhalten. Semper hat einen allerliebsten und tiefsinnigen Vortrag gehalten über das Wesen des Schmuckes. Bischer wird den Beschuß machen mit dem „Macbeth“. Daneben sind eine Menge besonderer Cyclen der einzelnen Größen, so daß man alle Abend die Dienstmädchen mit den großen Visitenlaternen herumlaufen sieht, um den innerlich erleuchteten Damen auch äußerlich heimzuleuchten. Freilich munkelt man auch, daß die spröden und bigotten Zürcherinnen in diesen Vorlesungen ein sehr ehrbares und unschuldiges Rendezvous-System entdeckt hätten und daß die Gedanken nicht immer auf den Vortrag konzentriert seien.“ Im Anschluß hieran höre man noch die Schilderung in dem Brief an Frau Lina Duncker vom März 1857: „Die Bildungs sucht in Zürich grassiert immer fort: alle Wochen wenigstens zwei Vorlesungen von Damen und Herren. Die Norddeutschen und die Süddeutschen bekriegen sich dabei wegen der Aussprache. So hält Bischer sehr hübsche Vorträge über Shakespeare; die Sachsen und Preußen moquieren sich aber über sein Schwäbeln, worüber er wütend wird. Neulich, als er aus einem norddeutschen Vortrag kam, sagte er: ‚Des soll nun das richtige Deitsch sein, wenn so a Kerle sagt statt ‚verloren‘ ‚voch-lochen‘! und statt ‚Liebe‘ ‚Lübbe‘!‘ Ich mußte sehr lachen und hinterbrachte es stracks den Nördlichen.“

1859 wurde natürlich auch in Zürich Friedrich Schillers hundertster Geburtstag festlich begangen. Lassen wir Keller der Berlinerin Ludmilla Ussing das Nähere erzählen (30. Nov.): „Aus dem Datum Ihres Briefchens sehe ich, daß Sie am 10. November nicht sehr festtäglich gelebt, da Sie Briefe geschrieben und Pakete versandt haben. Wir in Zürich haben von unsrer kleinen Schillerfeier einen lustigen Nachgeschmack: Professor Bischof hielt nämlich eine sehr schöne Festrede, und Herwegh sprach einen schönen Prolog. Nun sind beide Herren ur-alte Feinde, die sich auf tausend Schritte ausweichen; um so mehr fühlen sie sich geniert, seit dem Tage immer zusammen genannt zu werden. Jeder hat seinen Anhang oder Chor wie die Brüder in der „Braut von Messina“: Herwegh wildere rötliche Demokraten, Bischof hingegen gesetzte Gothaer und ernste ordentliche Professoren. Röhmt man nun bei Herweghs Gefolge die Bischofsche Festrede, so riskiert man, niedergehauen zu werden; lobt man in Bischofs würdigem Kreise der Graubärte den Herweghsprolog, so ruft man ein grossendes, mürrisches Schweigen hervor. Beide Häupter aber halten sich still und straff und stehen nur schweigend an der Spitze ihrer Reisigen, ohne daß der helle Stern des 10. November sie zu versöhnen vermag.“

In einem Briefe an Freiligrath charakterisiert Keller Fr. Theod. Bischof als meistens moros. Doch halten wir uns statt an diesen gar zu summarischen und sicher ungerechten Charakterstetckbrief lieber an andere Briefstellen Kellers: so wenn er von der einfachen, frischen und handfesten Natur Bischofs spricht, oder wenn er — 1860 an Hettner — schreibt: „Bischof ist bei allen Launen doch noch einer von denen, die einen Halt gewähren und deren Fleisch von guter und ächter Textur ist. Auch hat er eine schöne künstlerische Ader, welche nicht nur seinem Metier zu gut kommt, sondern auch seinen Umgang angenehm macht.“

Wir erwähnten schon in den einleitenden Sätzen, daß in Zürich das großangelegte und reich durchgeführte System der Ästhetik zu Ende gediehen ist; auch hier mag Keller das Wort haben: „Der letzte Teil von Vischers Ästhetik, worin er die Poesie behandelt, hat doch einen großen Fonds von gesunden, tüchtigem Inhalt an Grundsätzen wie an Erfahrung.“

In das Jahr von Gottfried Kellers Ernennung zum Staats-schreiber des Kantons Zürich (1861) fällt dessen Anzeige einer neuen Folge von Vischers „Neuen kritischen Gängen“ in der Beilage zur Augsburger Allgem. Ztg. (wiederabgedruckt im Band von Kellers Nachgelassenen Schriften und Dichtungen). Es ist eine in ihrem phrasenlosen, von allem Überschwange freien Lobe wahrhaft prächtige Arbeit. Was hier Keller von dem Buche sagt: es erneuert das Bild eines Mannes, der an sich selber Disziplin übt und daher auch berechtigt ist, sie überhaupt an Dingen und Menschen zu üben; der nicht ein Jünglings-alter, sondern ein Manneralter entlang dieselbe Fahne geistiger Freiheit aufrecht hält, ein Freund seinen Freunden, ein Feind seinen Feinden ist, aber ohne ein blinder Parteigänger zu sein, weil er weder über der Wahrheit die Schönheit, noch über der Schönheit die Wahrheit vergibt, da ihm beide Eins sind — das zeigt aufs schönste, wie tief und klar der Dichter Vischers Wesen erfaßt hat.

\* \* \*

Elf Jahre hat Fr. Theod. Vischer in Zürich gelebt. Dann zog ihn ein Ruf in die Heimat zurück. Als Lehrer am Polytechnikum in Stuttgart hat er bis an sein Lebensende gewirkt. In seiner geraden Art spricht er in der erwähnten autobiographischen, 1874 niedergeschriebenen Schilderung von dem Schweizeraufenthalt. „Ich habe — heißt es da u. a. — gastliche Aufnahme gefunden, bleibende Bände der Freundschaft ge-

schlossen, ich bin von den Behörden in durchaus nobler Weise behandelt worden.“ Er spricht dann von den Männern, die ihm auf dem Gebiete der frei gerichteten Theologie und im Lehrkörper Eindruck machten und seine Freundschaft gewannen, und fährt fort: „Es fehlte nicht an Verkehr mit Künstlern, ich nenne nur den genialen Tiermaler Koller, meinen Kollegen Ulrich, den Landschaftsmaler, ich erfreute mich des Umgangs mit der kernfesten, echten Dichternatur Gottfried Kellers; in Schweizerfamilien, in dem mäzenatisch gastlichen Hause des deutschen Kaufmanns Wesendonck fand sich nicht selten zusammen, was sich zu den Kreisen der Kunst und Literatur zählte.“ „Warum — so fragt Bischofer selbst — ich aus einem so guten Lande dennoch fortgegangen bin?“ Und er weist hin auf die politische Abneigung, das ungünstige Urteil über den deutschen Nationalcharakter, der in der Schweiz herrsche oder damals noch geherrscht habe. So komme ein Deutscher trotz aller Güte und Freundlichkeit im Einzelnen, trotz aller öffentlichen Anerkennung doch nicht recht aus dem Gefühl heraus, Fremden zu dienen. Sodann eine zweite Quelle von Misstimmung: die kosmopolitisch gesinnten deutschen Landsleute, „meist verbitterte Flüchtlinge, die sich nicht schämen, bei jeder Gelegenheit der Schweiz zu schmeicheln und auf das eigene Vaterland zu schimpfen.“

Als Bischofer am Schluß des Sommersemesters 1866 Zürich verließ, war das dichterische Haben Gottfried Kellers immer noch ein ziemlich bescheidenes. Anfang 1856 war der erste Band der Leute von Seldwyla erschienen, Panraz den Schmöller, Frau Regel Amrain, Romeo und Julia auf dem Dorfe, die drei gerechten Kammacher und Spiegel das Rätzchen enthaltend. 1860 war das Fähnlein der sieben Aufrichtigen entstanden. Anderes aber ließ der Dichter, der seit 1861 Staatsbeamter geworden war, in seinem Pulte liegen. So vor allem die Legenden. Um diese kostbaren Gebilde vollendeter Erzählungskunst dreht sich

der erste Brief, den Keller am 1. Oktober 1871 an Friedrich Vißcher nach Stuttgart gerichtet hat. Ein Verleger in Stuttgart hat sich Keller angeboten; über ihn möchte dieser nun Näheres erfahren, da er ihm „ein kleineres Werklein“ anzuvertrauen die Absicht hat. Von dieser Bitte geht dann Keller zu einer zweiten über: „Da ich nun einmal auf den Wegen der Unverschämtheit wandle, so will ich Sie gleich noch ein wenig weiter plagen. Das Büchlein, um das es sich handelt, würden jene ironisch reproduzierten sieben Legenden sein, von denen Sie, wenn ich nicht irre, mich vor Jahren auch haben vorlesen hören bei Wesendoncks. Als Titel dächte ich mir, auf alte Heiligenbilder anspielend, zu setzen: ,Auf Goldgrund, sieben Legenden von N. N.' Hielten Sie diesen Titel für affektiert oder irreführend oder läppisch usw.? Ferner ist eine kleine Vermittlung nötig bei dem ‚plötzlichen‘ Gegenstand. Wäre ein kurzes, ebenfalls humoristisches Vorwort, etwa des Inhalts, der Verfasser habe einmal in einer Stimmung, wo man sage, es sei zum Katholischwerden, sich wirklich mit diesem Gedanken beschäftigt und deshalb das Leben der Heiligen, die acta sanctorum, die Kirchenväter studiert; vorliegende Legenden seien solche Quellenstudien; da er sich aber wieder anders besonnen, so sei das Unternehmen liegen geblieben usw. usw. — Wäre ein solches Vorwort taftlos, mißverständlich oder schädlich, und tätte man besser, gar nichts zu sagen? Am meisten fürchte ich, die Kritiker würden den Vorwurf des Heinisierens machen, obwohl mit Unrecht; denn vor Heine war Voltaire und vor diesem Lucian an, und wegen aller dieser kann sich der spätere Wurm doch regen . . . Ich kann dem erwähnten Werklein bald endlich den zweiten Band ‚Leute von Seldwyla‘ folgen lassen mit fünf ordentlichen Erzählungen.“ Keller schließt mit den Worten: „Ich möchte Ihnen gern einlässlich zum Krieg und deutschen Reich gratulieren, und über die Franzosenborniertheit fluchen, die sich beim großen

Häusen in unsrer alten Schweiz breit macht und noch glimmt; aber das würde mich zu weit führen.“ Bischer antwortete unterm 18. Oktober.\*.) Was ihn an Kellers Brief ganz besonders freut, ist das, daß die Welt endlich einmal wieder etwas von ihm zu lesen bekommen soll. Gegen den Titel „Auf Goldgrund“ macht er muntere, kluge Einwendungen: „Ich wäre nicht dafür. 1. Weil ich gegen die Titel bin, die aus Satzteilen bestehen. Sie sind unbequem. „Haben Sie ‚Auf Goldgrund‘ gelesen?“ — „Was sagen Sie über ‚Auf Goldgrund‘?“ oder „Gottfried Keller schrieb hierauf Legenden — auf Goldgrund — oder: ‚Auf Goldgrund‘.“ 2. Es klingt ironisch. Nun werden freilich die Legenden selbst Ironie auf die Legende sein, aber nicht so, wie plumpe Köpfe es verstehen, sondern eine gemütliche Ironie, eine Ironie, die den wirklichen Goldgrund der Liebe hat. Die scharfe Kürze eines Titels aber könnte den Schein einer Ironie ohne solche schöne Grundlage mit sich führen, könnte zu sagen scheinen: gebt einmal Acht, was das für ein Goldgrund sein wird. Man könnte zwar sagen: wenn Sie einfach setzen: „Sieben Legenden von Gottfried Keller“, — so klingt das eben auch recht ironisch — wohl, aber es ist nicht so zugespikt markierend wie: „Auf Goldgrund“ sc.“ Was die Frage des Vorworts betrifft, so ist Bischer zu keiner so bestimmten Ansicht gelangt wie bei der Ablehnung des Goldgrund-Titels; immerhin überwiegt das Gefühl, Keller täte besser, das Vorwort zu unterlassen.

Es folgt dann ein Passus, den Bächtold (vgl. die An-

---

\*) Die Briefe Bischers an Keller (7 Stück) sind Eigentum der Zürcher Stadtbibliothek. Bächtold hat aus ihnen das Wichtigste im 3. Band der Keller-Biographie mitgeteilt. Herr Professor Dr. Robert Bischer in Göttingen, der Sohn Friedr. Bischers, hat uns in liebenswürdiger Weise gestattet, einige weitere Stellen, die Jakob Bächtold nicht gibt, hier abzudrucken, wofür ihm der beste Dank ausgesprochen sei.

merfung) nicht reproduziert hat, der uns aber doch eines gewissen Interesses nicht zu entbehren scheint, weil er das Echo auf zwei Stellen in Kellers Brief bietet. Er lautet: „Also auch ein zweiter Band ‚Leute von Seldwyla‘ soll bald folgen — trefflich! Ich schlecke schon den Mund danach aus. Ihr Name ist schon lange in Ehren bei Vielen, aber noch lange nicht genug in die Weite anerkannt. Die zwei Frühlingsregen ihrer neuen Publikationen werden die Decke wegsezgen, diesich durch langes Schweigen über ihn gelegt hatte, er wird der Majorität sichtbar werden oder gemein prosaisch zu reden, erst recht ins große Publikum dringen — wie es eben doch sein soll und ihm gebührt. — Daß Sie im deutschen Krieg nicht bei den Neutralen sein werden, war ich von Anfang überzeugt. Der Sieg Deutschlands kommt doch gewiß mittelbar auch der Schweiz zu gute, denn daß Deutschland den europäischen Frieden will, ist doch gewiß kein leeres Geschwätz. Wer den Nachbar nicht in Ruhe läßt, bedroht jeden Nachbar, ein mürbe geschlagenes Frankreich neben sich zu haben, kann der Schweiz nur erwünscht sein.“

Was also, wie wir sahen, Bischofer in seiner Autobiographie an den Deutschschweizern im allgemeinen zu tadeln fand, die Antipathie gegenüber Deutschland und die Franzosenbewunderung, das traf auf einen Gottfried Keller durchaus nicht zu.

Nach dem Erscheinen der „Legenden“, in bezug auf deren Titel Keller dem Rete Bischofers gefolgt ist, während er doch ein kurzes geistreiches Vorwort ihnen mitgab, schrieb Keller an Bischofer, der, obwohl, merkwürdigerweise, keinen „ganzen Beweis“ von Kellers Können in den Legenden erblickend, sie doch anzuseigen Lust empfand, in einem Briefe vom 19. Mai 1872 u. a. folgende Zeilen: „Ich bin Ihnen noch meinen Dank schuldig für die freundliche Entgegennahme der Legendchen. Wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, einmal ein wenig ins Gericht zu gehen mit meinen Sachen, so ist es mir sehr lieb, wenn Sie noch

einiges abwarten wollen: der zweite Band „Seldwyla“ soll bis zum Herbst erscheinen. Glauben Sie alsdann eine bestimmte Figur von mir zu haben, so wird es mir allerdings zu großer Freude gereichen, gleich weit von unmotivierter günstiger Vor-eingenommenheit sogenannter Talententdecker und von der mali-tiösen Röhle Fernstehender entfernt, einmal sachlich behandelt zu werden und dabei zu lernen.“ 1874 erschien dann eine Neu-ausgabe der „Leute von Seldwyla“, die, neben den fünf oben schon genannten Erzählungen, alles enthielt, was wir heute unter diesem Titel besitzen, ausgenommen die Novellen „Dietegen“ und „Das verlorene Lachen“, die etwas später erst ihre Publikation fanden. Im selben Jahre veröffentlichte in der Augsburger Allg. Ztg. Friedrich Theodor Vischer seine große Studie über Gottfried Keller. Schon vor vierzehn Jahren — schrieb Vischer im Herbst 1871, als das Erscheinen der Legenden am Horizonte stand, an Keller — hatte er die Feder angesetzt zu einer Be-sprechung der Leute von Seldwyla; aber sie blieb liegen, weil er doch noch weitere Schöpfungen abwarten wollte; aber auch nach der Edition der Legenden fand Vischer, es dürste doch besser sein zu warten mit deren Anzeige, da ja bald mehr komme. Endlich war dieser Fall nun eingetreten, und Vischer hielt ge-treulich sein Versprechen.

Keller hat diesem Essay, von Emil Kuh, dem Hebbel-Bio-graphen, über die Vollendung der Studie orientiert, nicht ohne Bangen entgegengesehen. „Daz Vischer — so schreibt er an Kuh — einen größern Aufsat̄ über meine Sünden schreibt, erfüllt mich mit Grausen, besonders wenn er kritisieren wird müssen, was ich schon lange bereut und gebüßt habe.“

Vischer gebührt das hohe Verdienst, als Erster den Schweizer Dichter mit eindringendem Verständnis gewürdigt zu haben. Wir brauchen gewiß nicht zu allem ja zu sagen, was Vischer sagt, z. B. über den Schluß des Grünen Heinrich, auch über

einige der Legenden; aber als Ganzes stellt der *Essai* doch eine ganz prächtige Charakteristik von Kellers dichterischer Potenz dar. Daz̄ der tiefe geistige Gehalt in Kellers Dichtung und daz̄ sein souveräner Humor in Bischer ihren berufensten Deuter und Künster gefunden haben, begreift sich von vornherein. Ebenso, daz̄ Bischer, den alles Bild entzückte, diesen Dichter verstand, bei dem alles bildhafte Anschauung, der „ein Schauender“ ist, was für Bischer die Definition des Dichters ausmacht. Keller hat einmal, in einem Briefe von 1859, seine Freude über einen Ausdruck Bischers ausgesprochen, der dahin lautete: man müsse das Didaktische im Poetischen auflösen wie Zucker oder Salz im Wasser. Wer aber hat diese Kunst wundervoller verstanden als eben Gottfried Keller?

Zwei Stellen aus diesem *Essai* mögen hier stehen: „Keller wird nie sehr populär werden, einfach, weil er wirklich ein Dichter ist.“ Und am Schluß: „Die Mehrheit will in der Poesie ihren gewohnten prosaischen Vorstellungen begegnen und hat kein Auge für Anschauung, kein Ohr für Stil und Urklang der Sprache; wer das aber hat und wer bei dem Dichter mehr sucht als aufgeputzte Prosa, wer diesen Geist herzlich lieb gewonnen hat, der wird zu dem langen Solstitium mit Bedauern den Kopf schütteln und nicht glauben mögen, daß das Amt, das Keller in der Zwischenzeit angetreten, ihn abhalten dürfe, nunmehr . . . dafür zu sorgen, daß man von ihm wisse. Denn, o Staatschreiber von Zürich, Ihr schreibt staatsmäßig! Also mehr! Bald mehr!“

Das war 1874. Im Sommer 1876 quittierte Gottfried Keller den Staatsdienst und ward wieder ein freier Dichtermann.

Was hat Keller zu dem *Essai* Bischers gesagt, als er ihm gedruckt vorlag? Erst am letzten Januartag 1875 griff er zur Feder: „Ihre Arbeit — heißt es da — über meine Wenigkeit

habe ich noch in Wien angefangen zu lesen, kam dann ins Tirol rc. Ich statte Ihnen jetzt spät, aber darum nicht minder herzlich meinen Dank ab für alles, was Sie so freundlich, aufmunternd und auch im kritischen Teil so nutzbringend und sachgemäß gesagt haben. Es ist die erste wirklich eingehende Arbeit dieser Art, die ich erlebt habe, und es hat mich alles gefreut, namentlich auch die Humanität, wie Sie das Kompositionssübel am Grünen Heinrich behandelt.“ (Dass Keller es dann in der Umarbeitung des Grünen Heinrich mit dem Schluss seinem Kritiker von 1874 im ganzen zu Dank getroffen hat, ersieht man aus der Nachbemerkung von 1881, die Bischofer seinem Essay für den Abdruck im Sammelband von Altes und Neues angehängt hat.) Das Schreiben Kellers vom 31. Januar blieb aber unvollendet liegen, und Bischofer musste noch bis in den Juni 1875 sich gedulden, bevor er des Dichters Dank schwarz auf weiß lesen konnte; in die sommerliche Fortsetzung des Briefes aber kamen dann noch ein paar offenherzige kritische Bedenken Kellers hinein gegen einzelne Äußerungen in Bischofers Essay: „ich muss doch ein bisschen widerbellen.“ Und dann verteidigt oder erklärt er doch zwei von Bischofer inkriminierte Stellen. Einmal die „Nasenzöpfe“ in der Legende von der Jungfrau als Ritter: Maus, der Zahllose, sollte den Pan Slavismus vorstellen: „das äußere Wesen des Slavischen sollte unter anderem durch allerlei gezopftes Haar- und Schnauzwerk gemalt sein, und da dachte ich mir als Übertreibung wirkliche, lange barbarische Nasenhaare als Zöpfchen, und es fiel mir nicht im Traum ein, dass etwas wirklich Ekelregendes ins Spiel komme.“ Das zweite Bedenken Bischofers bezog sich auf eine Stelle in den drei gerechten Kammachern, die er nach der Seite des Zynischen verstanden und deshalb gerügt hatte. Wie vollständig Keller seinen Kritiker zu überzeugen vermocht hat, geht daraus hervor, dass Bischofer diese beiden Bedenken beim Wiederabdruck seines Essays ausgeschaltet hat.

Daß Keller sich gelegentlich (vgl. Brief 203 im 3. Band von Bächtolds Biographie) ein bisschen lustig gemacht hat über „die psychologische Sektion durch Kritiker wie Bischof und Auerbach“, sei nur im Vorbeigehen angemerkt. Der aufrichtigen Dankbarkeit Kellers hat dieser leise Spott keinerlei Eintrag getan.

Das Jahr 1877 brachte Friedrich Bischofs siebzigsten Geburtstag. Keller vergaß den 30. Juni nicht. Am 28. Juni ging sein Glückwunschkreiseln nach Stuttgart: „Hochverehrter und teurer Herr und Freund! Auch ich kleiner Hafenmatros komme, Ihnen als einem Hauptmann über siebenzig gute Kriegsschiffe, so er auf der offenen See allezeit gegen den Feind und das Übel der Welt geführt, an Ihrem Ehrentage ein lautes und herzliches Heil zuzurufen. Ich tue es um so fröhlicher, als ich der Meinung bin, daß zunächst noch mindestens zehn weitere wackere Fahrzeuge zum Auslaufen bereit liegen, und daß erst nachher etwa die Streitfrage auftauchen werde, ob der Herr Admiral anfange zu altern! Ohne Concetti gesprochen, bringe ich Ihnen mit dankbarem Herzen für alles Gute und Liebe, daß Sie der Welt und meiner Wenigkeit erwiesen, meine besten Glückwünsche zum schönen Geburtstagsfeste, und wünsche den Jahren, die Sie hoffentlich noch zahlreich zu genießen haben, einen allgemeinen und persönlichen Lebensinhalt, der dem Nutznießer die verdiente Freude zu machen geeignet ist. — Ihr mit verehrungsvoller und freundschaftlichster Gesinnung längst ergebener Gottfried Keller.“

Herzlich dankte Bischof: „Das frische Wehen von der Bürkli-Terrasse her hat gar wohl getan, um so mehr, da ich mit ziemlich bösem Gewissen auf einige Zeit unter die Poeten gegangen bin und Poetengruß daher ein ermutigendes Zeichen für mich ist.“ Und nun trägt Bischof gleich eine Bitte vor, die in Verbindung steht mit dieser poetischen Arbeit, die er unter den

Händen hat. Es handelt sich um den „Auch Einer“, und zwar in dem speziellen Fall um die in dieses Buch eingeschlossene Pfahl-dorfsgeschichte. Bischer hatte eines der früheren Gedichte Kellers zum Teil verwertet, ohne Namensnennung natürlich, und ein anderes von ihm selbst herrührendes Gedicht dem Barden Kullur (d. h. dem ins Pfahlzeitliche übersetzten Gottfr. Keller) untergeschoben; sodann aber — und das war noch etwas heikler — ließ er den genannten Barden Kullur sehr aktiv an einer Prügelei sich beteiligen. Für all dies wünschte Bischer Kellers Zustimmung sicher zu sein. Keller antwortete schon wenige Tage später: „Mit vielen Freuden vernehme ich die Realisierung des Pfahl-dorfprojektes und würde schon in Erwartung des bevorstehenden Vergnügens nicht imstande sein, Ihre Kreise mit philistrischen Bedenklichkeiten zu stören, von deren Grundlosigkeit ich ja bei Ihnen zum voraus überzeugt sein müßte. Als Kompensation für das Zuviel an Ehre, das dem Guffrud Kullur durch Unterschiebung eines Gedichtes von Ihrer eigenen Textur geschieht, soll derselbe sich bei Durchhauung des Pfaffen nur um so rüpelhafter benehmen; ich erteile Ihnen hiemit alle Vollmacht.“

Als Einundfünfzigjähriger hat Friedrich Bischer seinen „Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft“ erscheinen lassen, man kann wohl sagen die Frucht einer reichlich dreißigjährigen philosophischen und dichterischen Kontemplation. Darf man doch daran erinnern, daß im ersten Band der Ästhetik von 1846 ein Paragraph steht, der eigentlich den ganzen „Auch Einer“ in nuce antezipiert. „Katarrh und Hühneraugen — so lautet § 208 — reichen hin, eine Natur, wie sie der Humor fordert, unendlich unglücklich zu machen, denn sie hat die geistige Organisation, zu fühlen, was das heißen will, in der Ausführung der reinsten Zwecke gehindert, in den schönsten Augenblicken gestört zu sein durch Husten, Schnäuzen, Spucken, Niesen, Hinken. Sie

ist darin so empfindlich wie nacktes Fleisch in einer Wunde, sie ist ein ungefährtes Ei."

Gottfried Keller dankte für das Buch in einem längern Brief vom November 1878. Es heißt da u. a.: „Eine große Überraschung war es, weil ich lediglich eine Pfahldorfsgeschichte erwartet habe und nun den monumentalen Bau eines Monologes vor mir sehe, wie ihn unsere Literatur kaum ein zweites Mal besitzt.“ Unter dem Ausdruck „Monolog“ will Keller verstanden wissen: „den testamentartigen Charakter des Buches, welcher auf jeder Seite, nach allen Ausstrahlungen hin das Wesen einer und derselben Person ausspricht. Außerdem aber verschmelzt ja der rhapsodisch bewegte Gang des Werkes die unmittelbare Erzählung des Dichters mit dem Tagebuch in einheitlicher Weise; es ist überall der gleiche stürmische Fluss der Darstellung.“ „— — dafür fühlte ich mich um so geschmeichelter durch die mir zugeschriebene Abholzung des Druiden oder Pfaffen, wie denn kleine oder bucklige Leute immer darauf stolz sind, wenn man ihnen nachsagt, sie hätten einen durchgehauen.“

Wir haben auch noch ein mündliches Urteil Kellers über Bischers Dichtung. Prof. H. Fischer in Tübingen erzählt in dem Aufsatz „Die Geniepromotion“ (Septemberheft 1907 der Südd. Monatshefte) folgendes: „Als der Roman kurz erschienen war, hatte ich die Freude, mit Gottfried Keller über ihn zu reden. Da konnte herhaft gelacht werden über so manche aus Bischers Gesprächen wohlbekannte Lieblingsvorstellung, der er sich nicht hatte versagen können, ein Plätzchen zu gewähren. Auf einmal sah mich Keller mit seinen größten Augen an: ‚Sie sind doch aber auch der Ansicht, daß das eins der bedeutendsten Werke ist, die unsere Literatur aufzuweisen hat?‘“

Wir setzen noch die Stelle aus dem „Auch Einer“ in der Pfahldorfsgeschichte her, wo Bischer das Porträt des Barden Guffrud Rullur entwirft: „Mit feierlicher Verbeugung, die Hand

auf die Brust gelegt, begrüßte der Dichter die Versammlung. Erwartungsvolles Flüstern ging durch die Reihen. „Groß ist er nicht“, sagte Bürger Porrex zum Nachbar Ferrex. „Aber sieh, was für ein edles Haupt“, erwiderte dieser und hatte Recht, denn unter der klaren Stirne wölbten sich in seinem Bogen die Brauen über den lichtvollen dunkeln Augen, die Adlernase deutete auf Feuer und Schwung, und auf die süße Gabe des rhythmisichen Wortes die wohlgeformten, nur leicht geschlossenen Lippen. „Und wie schön er den Kopf trägt“, ergänzte Bürger Liwarch die beiden andern, denn ungesucht stolz aufrecht stand das bärtige Haupt auf dem schwungvoll gezeichneten Halse. Der Mond war jetzt über dem See aufgegangen und warf seinen ersten, noch matten Schein auf den Sängerbarden Gussrud Kullur.“

Nach Friedrich Bischers eigenem Porträt im „Auch Einer“, dessen A. E. man sofort als Alter Ego gedeutet hat, brauchen wir nicht lange zu suchen. Man wüßte nicht, wo anfangen und wo aufhören, wollte man alle die Stellen zitieren, die sich von Albert Einhart ohne weiteres auf Friedrich Bischer übertragen ließen. Nur zwei solche mögen hier stehen: „Er war eine befahlende Kraft und eine dichterisch denkende.“ Und: „Was ich nicht aushalten kann, das ist ein Mensch ohne Leidenschaft und ein Mensch, der gemeine Leidenschaften hat.“

Aus dem Siebzigjährigen wurde der Achtzigjährige. Und wie zum 70. Geburtstag Bischers, so stellte sich auch zum 80. der Zürcher Freund und Dichter mit einem Glückwunsch ein. Aber diesmal hatte er einen besonders feierlichen und festlichen Klang: in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung entbot Keller öffentlich dem hochverehrten Manne zum 30. Juni 1887 den Geburtstagsgruß. Kein schönerer Schlußstein ließe sich in dem lichten edlen Bau dieses Freundschaftsbundes denken als diese künstlerisch wundervoll durchgeformte Würdigung von Bischers

Weßen und Wirken durch den Schweizer Dichter. Es würde daher auch unserer Darstellung die rechte Rundung und der leuchtende Abschluß fehlen, wollten wir auf einen Abdruck dieses unvergleichlichen Prosastückes verzichten.\*). Gottfried Keller schreibt:

„Vor mehr als zwanzig Jahren kehrte ich eines Sonntag Abends von einem Spaziergange in der Umgebung von Zürich nach der Stadt zurück an der Seite eines Mannes, der sich dem Ende seines sechsten Jahrzehnts nähern möchte, aber noch wohlgebaut und mit rüstigen Gliedmaßen dahinschritt. Er war keineswegs modern und doch mit schlichter Eleganz gekleidet, da er, die schlotterige Tagesmode verachtend, an dem als zweckmäßig erkannten Gewandschnitte ‚schönerer Jahre‘ unverbrüchlich festhielt, der an Schulter, Arm und Hüfte dem Körper sein Recht ließ. Der Hut saß ihm gut und frei, fast etwas schieflich zu Haupte und schien zu sagen: Ein Mann geht unter mir!

Die Dämmerung war stark vorgeschritten, als unser Gespräch plötzlich unterbrochen wurde. Auf der anderen Straßenseite gab ein dichter dunkler Männerhaufen die schönste Prügelei zum Besten, ganz in sich gefehrt, wie von der Welt abgewandt. Wir standen still und sahen bald, daß dieser Knäuel erboster Leute auf einen Einzelnen losshauen mußte, der unerkennbar in der Mitte stand und erbärmlich um Hülfe schrie. Mein Begleiter horchte nur einen Augenblick hin, faszte seinen Stock fester und sprang mit einem Satz über die Straße weg. Während er unerschrocken eindrang und den Knäuel zerteilte, hörte ich seine helle Stimme rufen: ‚Ihr Himmelsäfermenter, was ist das? Schämt ihr Euch nicht, alle auf Einen loszuenschlagen?‘

---

\*) Der Abdruck aus dem Band von Kellers Nachgelassenen Schriften und Dichtungen (Wilh. Herk, Berlin) ist vom Verleger bereitwilligst gestattet worden.

Das wird nun gut aussfallen! dachte ich, behutsam näher tretend. Aber schon hatte die Masse sich gelockert, Stöcke und Fäuste ruhten, wogegen eifrige Reden sich kreuzten und dem Eindringling geräuschvollen Aufschluß gaben, jedoch ohne die Feindseligkeit wider denselben zu fehren. Offenbar hatte er den richtigen Fleck getroffen und hörte aufmerksam zu. Es stellte sich heraus, daß der Geprügelte durch bodenlos freches Benehmen die erst fröhlich angeheterten Handwerksgesellen bis ins Unerträgliche gereizt, im kritischen Augenblick dann zum Messer gegriffen habe usw. „Ah so!“ sagte der Friedensstifter, „daß der Bursch feig ist, hat er freilich auch durch sein Geschrei bewiesen! Aber nun wollen wir ihn laufen lassen, nicht wahr? er wird sein Teil ja weg haben!“

Der Übelzugerichtete war bereits in der Dunkelheit verschwunden; die wackeren Zusätzler zogen auch ab, nicht ohne dem Manne, der wahrscheinlich Ärgeres verhütet, guten Abend zu wünschen. Ruhig, als ob nichts geschehen wäre, setzte er den Weg mit mir fort. Es war der Herr Professor Friedrich Theodor Vischer vom schweizerischen Polytechnikum und der Universität in Zürich.

Aus diesem und manch anderem Zuge, sozusagen Facetten des Edelsteins, der vorstehenden Namen trägt, erkannte ich, wie monistisch der Mann eingerichtet, gewachsen ist, wie Wahrnehmen, Fühlen. Denken und Handeln unmittelbar Eins bei ihm sind. Und diese Einheit, in allem Wechsel der Zeit mit derselben Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe gerüstet, muß eine gesunde Lebensart sein, denn heute feiert Vischer den achtzigsten Geburtstag, und wie feiert er ihn!

Lang steht er schon auf der Höhe des Lebens unter der Halle seiner Werke; der goldene Abendschein liegt in dem Gebälke, doch die Sonne weilt über dem weiten Horizont und will nicht scheiden. Denn eben ertönte noch der schönste Gesang aus

der Halle herüber, Lied auf Lied, und gleich wandelt er wieder stracken Ganges umher, das Richtmaß in der Hand, und prüft abermals das festgefügte Zimmerwerk, mißt und klopft hie und da an die Balken und möchte dies oder jenes wohl anders gemacht haben. Laß das Gebälke ruhig stehen, junger alter Herr! Wir müssen zwar bekennen, daß wir langehin uns mehr an den reich gewirkten Teppichen erbaut haben, die Du so verschwenderisch dran und darüber gehängt hast; mit der Zeit aber wurden wir gesetzter und fangen erst jetzt an, hinter die Teppiche zu schauen und rückwärts zu lernen, bis wir das Gerüste in des Meisters Sinn verstehen. Und wenn es auch etwas zunftmäßig aussieht, so wird der Tag doch kommen, wo keiner es mehr anders wünschen wird! Und wenn über dem gewaltigen Giebeldache nichts mehr als der blaue Äther steht, so ist das uns eben recht, weil aus diesem gerade nach der heutigen Kosmogonie ja doch alles kommt und dahin zurückkehrt, heute oder morgen!

Aber hört! Jetzt singt er wieder, laut, wohlstonend, er scheint vergnügt zu sein, bis ihn die Arbeit seiner Kraft ruft und er lehrend das junge Volk um sich sammelt. Nun steht ein Redner ersten Ranges vor ihnen, kein Spiegelredner, sondern einer des lebendigen Wortes.

Nach getaner Arbeit ist gut ruhen, denkt er, als er irgend etwas bemerkt, das ihn zornig erregt, ein Ungeschmack, eine Roheit, eine Philisterei, da ihm das Kleine am Herzen liegt und das Große. Er wettert herrlich für die wehrlos gequälte Kreatur; denn als ganzer Mann erbarmt er sich ihrer, und wenn er ein alter Heiliger wäre, so würde ihn einst eine große Schar erlöster Tiere ins Himmelreich begleiten.

Die Ehre, Stärke und harmonische Freiheit des Vaterlandes sind seine lebenslängliche Leidenschaft, und er hat sie jederzeit redlich erlitten und durchgefämpft, ohne den Mannestrotz zu

verlieren: wenn er am wenigsten hoffte, so war es am wenigsten geraten, ihm mit Mitleid zu kommen.

Jetzt sitzt er wieder vor der Halle, gleich einem kritischen Landgrafen, abhörend, erwägend, urteilend und gegen Unbilde auch die eigene Sache unverhohlen verfechtend, Irrtum bekennend und unverweilt richtigstellend. Und seine Sonne tut keinen Wank und scheint ihm golden ins Gesicht.

Unter solchen Umständen ist das Unwünschen, es möge noch lange so gehen, keine Kunst oder Heuchelei. Es scheint sich (unberufen!) von selbst zu verstehen. Und dennoch rufen wir heut: Heil Dir, teuerster Mann! Bleibe noch manches geräumige Jahr der große Repetent deutscher Nation für alles Schöne und Gute, Rechte und Wahre!"

\* \* \*

Nur zweieinhalb Monate hat Friedrich Vischer seinen achtzigsten Geburtstag überlebt: am 14. September 1887 ist er in Gmunden einer raschen Krankheit erlegen. Dort liegt er auch begraben. Gottfried Keller ist ihm am 15. Juli 1890, vor völlig beendigtem einundsechzigsten Lebensjahr, nachgefolgt in das Reich des ewigen Schweigens. Vor dem Vergessenwerden haben sich die beiden Freunde, der Denker, der ein Dichter, und der Dichter, der ein Denker war, durch ihre unverweltlichen Geistesstaten geschützt.

---